Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 17

Artikel: Bewaffneter Hilfsdienst
Autor: Schärer, E.R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642470

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bewaffneter Hilfsdienst

Von E. R. Schärer

Aufstehen, 4 Uhr, leicht werde ich an den Achseln berührt. Ich bin sofort wach. Im schwach beleuchteten Kantonnement schlafen noch andere Kameraden, ich mache deshalb leise, um sie nicht zu wecken. Da ich mich in den Hosen niedergelegt habe, bin ich sofort angezogen. In einigen Minuten stehe ich in voller Ausrüstung da, also mit Gurt und Bajonett, mit der umgehängten Gasmaske und dem aufgestülpten Helm. Wir sind im Monat März, es ist also noch ziemlich frisch um 4 Uhr morgens, da der Ofen längst ausgegangen ist. Noch rasch eine Tasse Tee aus der Kochkiste, ich werde wohlig durchwärmt, das tut gut. Noch rasch einen Blick auf die ruhig schlafenden Kameraden, es werden einige leise Worte mit dem Pikettmann gewechselt, dann wird das Gewehr angehängt und ich bin zum Fortgehen bereit.

Ich verabschiede mich mit einem „Sälü", öffne leise die Tür und stehe im nächsten Augenblick in der stockdunklen Nacht. Mein Auge muß sich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen, dann sehe ich als hellen Schatten die Straße vor mir, sonst gar nichts als am Himmel die Millionen Sterne, die in majestätischer Ruhe auf mich herabblicken. Im Weiterschreiten mag ich schwach die Konturen einiger Häuser und Bäume erkennen. Ich schreite kräftig aus. In einigen Minuten bin ich auf meinem Posten angelangt. Mein Kamerad, der von 2—4 Uhr stand, erwartet mich schon. Ein kurzes gegenseitiges „guten Tag" und schon geht er den gleichen Weg zurück, auf dem ich eben gekommen bin. Er hat kalt und freut sich schon auf die warme Tasse Tee, das Kantonnement und die weiche Matratze.

Die kleine Brücke, die ich zu bewachen habe, ist ca. 10 Meter lang. Ein kleines Objekt, sicher, von dem kaum das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes abhängt, aber — sie ist unterminiert und birgt einige hundert Kilo Sprengstoffe. Eine Unvorsichtigkeit nur, ungewollt und unbewußt, und schon kann eine gräßliche Explosion Brücke und Menschen vernichten. Viele hundert Brücken sind so, für den äußersten, den Kriegsfall, vorbereitet. Alle diese Brücken werden von bewaffneten H. D.-Soldaten bewacht.

Ich schultere das mit sechs scharfen Patronen geladene Gewehr und patrouilliere auf der Brücke auf und ab — auf und ab. Absolute Dunkelheit und nächtliche Stille umgibt mich noch. Ich habe Zeit wieder und wieder das Firmament zu betrachten. Ich suche die leuchtenden Sterne des Großen Bären, die Waage, den Orion und wie sie alle heißen, diese Welten in der Unendlichkeit des Raumes. Ich erkenne den hellen Streifen der Milchstraße. Ob dort oben, wenigstens auf einigen von diesen fernen Sternen wohl auch Menschen leben? Sind sie geschaffen wie wir; haben sie Seelen zum Leiden und Freuen wie wir? Kennen sie diese Gottesgeißel, genannt Krieg, auch? Die Ruhe, die vom Sternenhimmel herkommt, gibt mir keine Antwort auf meine drängenden Fragen, da fällt eine Sternschnuppe, hell leuchtend, wie eine Rakete am 1. August bei uns, nur in umgekehrter Richtung. Sollte das eine Antwort sein, will sie mich daran erinnern, daß diese Ruhe dort oben nur scheinbar ist, daß auch im Weltenraum alles nur Bewegung ist, ein ewiges Werden und Vergehen, grandioses Abbild unseres eigenen kleinen Lebens. Mir kommen die Worte des großen Philosophen Kant in den Sinn, die einzigen, die ich von ihm kenne:

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltiger sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

Ja, haben wir überhaupt noch ein Gemüt in uns, haben wir überhaupt noch ein Seelenleben. Statt des Gemütes haben wir ein Verkennen in uns, einen luftleeren Raum und der wird nach und nach angefüllt mit Haß, Bitternis und Krieg. Statt Bewunderung haben wir Verachtung für alles menschlich und göttlich Große und Erhabene, dafür sind wir Götzen und Sklaven der Materie und der Technik geworden. Statt Ehrfurcht kennen wir nur noch Furcht vor den Mächtigen dieser Erde. Und das moralische Gesetz in uns, anerkennen wir überhaupt noch moralische immanente Gesetze in und außer uns? Ich mag nicht weiter philosophieren, und wende mich meiner näheren Umgebung zu. Das kleine Flüßchen unter der Brücke murmelt stets sein altes frisches Liedlein, am Tag wie in der Nacht. Selbst ein Teil seines Elementes, zweckgebunden und zweckbewußt fließt es dahin, in den nahen Bergen entsprungen unaufhaltsam, Welle auf Welle dem großen Flusse und schließlich dem Meere zu, dem ewigen Kreislauf der Naturgesetze gehorchend. Noch kann ich den Wasserlauf auf beiden Seiten der Brücke nur auf kurze Strecken verfolgen, dann verschwindet er in der Nacht. Die Häuser und Bäume der nächsten Umgebung sind nur als große schwarze Schatten erkennbar, was weiter ist, verschluckt das Dunkel der Nacht.

Plötzlich flammen auf der großen Straße, die parallel dem Flusse geht, die Bogenlampen auf. Nun weiß ich, ist es 4.15 Uhr. In ihrem Lichte kann ich den Lauf der Straße eine Strecke weit verfolgen. Etwas später wird in der nahen Fabrik, über dem Eingangstor eine Lampe aufflammen, dann weiß ich, wird es 4.30 Uhr sein. Die Fabrik arbeitet in zwei Schichten, fängt um 5 Uhr an und schließt ihre Tore 8 Uhr abends. Ich weiß, in einigen Minuten werden die ersten vermummten Gestalten durchs Fabriktor gehen. Sie kommen von allen Seiten her, auch über „meine" Brücke kommen welche, alles Frauen, junge und alte, die nur einen kargen Lohn in aller Herrgottsfrühe mit dem Tagwerk beginnen. Einige sind von ziemlich weit her. Alle haben der Kälte wegen ein Tuch um den Kopf geschlagen, sie kommen einzeln, zu zweien oder in kleineren Gruppen, sie sehen in der Dunkelheit gespenstig aus, wie Schatten huschen sie an mir vorbei aber alle haben ein freundliches „Guten Morgen" für mich, ich fühle es, sie haben Mitleid mit der, wie sie meinen, armen Schildwache, die da in Nacht und Nebel, bei Schnee und Regen patrouillieren muß. Schlags 5 Uhr beginnen in der Fabrik die Motoren an zu laufen und die wohltuende, weiche Nachtruhe ist mit einemmal dahin. Der Rhythmus der Turbine bringt mich wieder ins Sinnieren. Wie komme ich mir eigentlich vor, als H. D.-Soldat, ich, der ich in meinen jungen Jahren nie eine Rekrutenschule durchgemacht, nie einen Tag Dienst geleistet habe. Als Mann, nahe den Fünfziger-Jahren mit schon mehr grauen als dunklen Haaren, bin ich plötzlich Soldat geworden.

Ich weiß es, wir H. D.-Soldaten, mit der roten Armbinde und dem weißen Kreuz, werden nicht überall als voll angesehen. Zum Teil kann ich es begreifen, zum Teil sprechen aber läppische Vorurteile mit, namentlich von Leuten, die immer alles besser wissen, und von Haus aus gewohnt sind, alles was sie nicht kennen und verstehen rasch zu verurteilen, statt sachlich zu beurteilen. Sie meinen ein guter Soldat ohne Rekrutenschule sei überhaupt nicht möglich. Nun da heute vieles möglich ist, was man früher nicht für möglich hielt, so dürfte es auch möglich sein, aus guten, verantwortungsbewußten Bürgern gute Wachtsoldaten zu formen. Offen gestanden, die rote Armbinde steht bei uns nicht hoch im Kurse, vielen ist sie direkt ein Dorn im Auge, namentlich den Kameraden, und das sollte man auch höhern Orts begreifen, die die ganze Grenzbesetzung 1914—18 mitgemacht oder doch viele aktive Diensttage hinter sich haben. Ich, meinerseits, als Neuling und Lehrling, lasse mir durch diese Armbinde den Dienst nicht verleiden, schließlich, das weiße Kreuz im roten Feld am Arm zu tragen, ist für mich eher eine Aufmunterung, mich dieses Zeichens würdig zu erweisen und ganz sicher keine Schande.

Und nun der Dienst, die Vorgesetzten, der ganze Dienstbetrieb, wenn ich ehrlich gegen mich sein will, die Sache gefällt mir. Freilich war vieles für mich neu, aber ich habe mir von vornherein vorgenommen, einmal im Wehrkleid, den alten Adam, mit seinen Ansprüchen und Gewohnheiten, ganz zu Hause zu lassen; mich aufgeschlossen in das so anders geartete Militärleben zu fügen und wo der gute Wille ist, da ist auch im Dienst, sogar im bewaffneten Hilfsdienst, ein Weg. Die meisten von uns, namentlich die ältern Jahrgänge unter uns, wissen für was und für wen wir in unsern alten Tagen ohne Widerwillen die Uniform angezogen haben. Wir wissen, daß man uns nicht zum Soldatenspielen aufgeboten hat, die Zeiten sind zu ernst dazu. Wir wissen, daß wir ein Teil sind unserer großen schweizerischen Armee, die berufen ist, wenn die Umstände es erfordern, unsere Heimat, unsere Lieben zu Hause, mit dem Einsatz unseres Lebens zu beschützen und zu verteidigen. Der Augenblick, wo uns Herr Oberst Friedli unseren Soldateneid abnahm, wird zu den feierlichsten und denkwürdigsten meines Lebens zählen. Wir, bei den H. D.-Soldaten, wie übrigens der Schweizer Soldat im allgemeinen, sind gewiß keine Kriegsgurgeln. Wir sind liebende Ehemänner und besorgte Väter unserer Kinder, wir sind treue Bürger unseres Vaterlandes, aber wir sind auch die Hüter unserer Frauen und Kinder und unseres Landes, und wenn das Land in Gefahr ist, dann sind Weib und Kind ebenfalls in Gefahr, da hören dann alle andern Erwägungen paziphistischer oder philosophischer Art auf; wenn es das Land, den häuslichen Herd zu verteidigen gilt, dann sind wir Soldaten, nur noch Schweizer Soldaten, da kennen wir nur noch Gehorsam, Disziplin, Pflicht, denn ohne diese von uns freiwillig erwählten Tugenden ist die größte Armee nur ein Haufen Männer, gut genug, um vom Feind abgeschlachtet zu werden, zu weiter nichts.

Inzwischen ist es langsam heller geworden. Die Straßen und Wege fangen sich an zu beleben. Männer und Frauen gehen zu Fuß oder mit dem Velo zur Arbeit. Da und dort wird es hell in den Fenstern, der Tag erwacht, die Umrisse der Häuser und Bäume, sowie der näheren Landschaft treten aus der Dunkelheit hervor. Das Wasser des Flusses wechselt vom dunkeln Braun-grau langsam in ein Blei-grau und dann in ein Silbergrau hinüber. Je heller es wird, je weiter ist der Lauf des Flusses von beiden Teilen der Brücke aus zu verfolgen, nur sein helles, fröhliches Murmeln bleibt sich stets gleich. Nach und nach wird die fernere Landschaft erkennbar. Im Osten fangen die Berge an sich scharf am Horizonte abzuzeichnen, sie erhalten hellrote Konturen, welche rasch verschwinden, um einem Hellblau Platz zu machen. Man ahnt die Sonne hinter den Bergen, aber es wird um diese Jahreszeit noch eine geraume Zeit dauern, bis sie selbst am Himmel erscheint; wir begnügen uns mit ihrem Abglanz. Es fängt deutlich an zu dämmern. Noch ist der westliche Himmel dunkelblau, aber sieghaft dringt die blaue Helligkeit langsam von Osten her über das Firmament und verschluckt Stern um Stern, die Nacht ist überwunden, wie zur Bestätigung schwingt sich vor mir ein Vogel in die Luft und begrüßt mit lebhaftem Trillern den neuen Tag.

Ich bin von all dem Schauen und Staunen, von der Kälte und vom Nachdenken etwas müde geworden. Meinem Gefühl nach wird es bald 6 Uhr sein. Ich höre von irgendwoher durch die Luft sechs sonore Schläge hallen, gleichzeitig biegt ein Kamerad in voller Ausrüstung um die Ecke, es ist die Ablösung, wir begrüßen uns ohne großes militärisches Zeremoniell. Der Kamerad nimmt meinen Posten ein. Ich meinerseits hänge das Gewehr um und begebe mich ins Kantonnement an die Wärme. Zum Niederlegen langt die Zeit fast nicht, denn bald ist Tagwache und ein neuer Tag beginnt für den ganzen Wachtposten.

H.D.-Wachtpostenbilder

Von Korp. Hans Sterchi

Das Bühnenbild ist denkbar einfach: In einem verlassenen Winkel unseres Landes, sozusagen nur als Staffage der verkehrswichtigen Straße, die durch jene Gegend führt, steht eine kleine Gruppe Häuser, dabei ein unvermeidlicher Gasthof. Ein schwacher Lichtschimmer streicht aus dessen Erdgeschoß hinaus auf die regennasse Straße. Schwere Wolken hangen über die Hügelzüge herab, die das Tal und dessen Flüßchen begleiten. Es mag etwas vor Mitternacht sein. Die Türe zu ebener Erde öffnet sich und heraus treten zwei Gestalten im Helm und mit Gewehr. Kaput und Zelteinheit schützt sie vor Kälte und Regen, entformen sie aber in plumpe, runde Gestalten. Die beiden gehören einem Unteroffiziersposten an, dessen Aufgabe darin liegt, in diesem Tal, an wichtigen Objekten, Schildwachen zu stellen. Sie sind nun ausgerückt um ihre Kameraden abzulösen, und zwickende Regenspritzer, vom Winde dahergefegt, waschen ihnen den Schlaf aus den Augen. Zwei Stunden, dann gibt es wieder Ruhe!

Der Tag erwacht, und mit ihm allmählich das Leben im Wachtlokal. Aus den Decken heraus schält sich Mann um Mann, bis „das Dutzend voll ist". Es sind alles ältere Knaben und es hat dem einen oder andern schon auf die Kuppe geschneit. Einige von ihnen haben schon einige hundert Diensttage im Dienstbüchlein, worunter der Großteil aus der Grenzbesetzung 1914/18; sie kennen den „Kehr" und haben es in sich bewahrt um was es geht. Sie halten mit ihrem Unteroffizier und Postenchef flotte Kameradschaft, vorab in der Pflichterfüllung. Einer der Mannen hat in der Nachbarschaft ein Bauerngut entdeckt, wo es an männlicher Hilfe fehlt, und dort greift er in seinen freien Stunden als willkommene Arbeitskraft wacker zu. Man hänselt ihn unter den Kameraden seiner platonischen Liebe wegen zur jungen Bäuerin. Er aber lobt vor allem den Kaffee-Kirsch als einzige Belöhnung, die er für seine Arbeit annimmt.

Motto: „Traue nie einem Urlaub, bevor du zu Hause in der Stube bist!" Aber es ist halt gleichwohl etwas durchgesickert. Es soll Urlaub geben! Woher das Gerücht auftrat, das wußte niemand. Jeder wußte nur, wohin er gehen wolle, wenn es wahr sein sollte, wäre, würde. Der Postenchef wurde bestürmt über das Wo, Wann, und vorab über das Wie lange ... Trotz seiner entschlüpfigen Natur belebte es den ganzen Posten. Aber wie Gerüchte eben sind, sie lassen sich nicht näher fassen, und hascht man nach ihnen, so sind sie im Nichts aufgegangen. Doch sie sind gleichwohl erlaubt, ja sogar willkommen, denn sie bringen Sonne auf den Posten. Das Telefon schrillt nach dem Postenchef.

„Hier Kommando!"

„Hier Posten X."

„Jeder Mann soll sein Urlaubsgesuch stellen. Bewilligt sind Samstagnachmittag, Sonntag und Montag. Grund: Familienangelegenheiten!"

Der Befehl wird wiederholt.

„Fertig."

„Fertig." Das übrige, siehe Motto!

So eilen die Tage und Wochen dahin; sie haben beinah alle das gleiche Gesicht, denn der Urlaub wurde bis nach der Ablösung verschoben. Wie wird man bescheiden! Eine Karte, ein Brief und erst recht ein Päcklein können einem Tag einen zauberhaften, festlichen Glanz verleihen und ein Päcklein Tabak „Leibmarke" hüllt sogar eine ganze Woche in den Zauber des blauen Dunstes.

Die Ablösung meldet sich an. Zuerst am Telefon. Nun wird geschrubbt und gefegt, gesonnt und geklopft, denn es ist jedes Mannes Stolz, den Posten in sauberem Zustand zu übergeben. Man singt und jodelt, frischt Witze auf, und ... versteckt vielleicht ein bißchen Wehmut zum Abschied. Trotzdem ...